

TOBIAS TRAPPE

ÜBER DIE ANNAHME DER UNVERFÜGBARKEIT *

Ein vielleicht wenig beachteter Aspekt der Pränataldiagnostik

Prof. Dr. Tobias Trappe, geb. 1966, Studium der Philosophie und Theologie, seit 2010 Prof. für Ethik an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung.

Veröffentlichungen: *Transzendente Erfahrung* (Basel 1996); *Allmacht und Selbstbeschränkung* (Zürich 1997); Hrsg. der Reihe „Ethik der öffentlichen Verwaltung“ (Frankfurt 2010ff.); Bandhrsg.: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*; K. Rahner: *Sämtliche Werke*; Hrsg.: *Erfahrung – Geschichte – Identität* (Freiburg i. Br. 1997); *Sicherheit – Grundproblem moderner Gesellschaften* (Würzburg 2003); *Grundprobleme der Ethik* (Münster 2004); *Wahrheit und Erfahrung* (Würzburg 2004); *Liebe und Tod* (Basel 2005); *Menschenbild und Menschenbildung* (Frankfurt 2010); Aufsätze zur Anthropologie und Ethik sowie zur Ontologie; begriffsgeschichtliche Abhandlungen.

„Plötzlich taucht hinter dem Rande des Mondes in langen zeitlupeartigen Momenten von grenzenloser Majestät ein funkelndes, blau-weißes Juwel auf, eine helle, zarte, himmelblaue Kugel, umkränzt von langsam wirbelnden, weißen Schleiern. Allmählich steigt sie wie eine kleine Perle wie aus einem tiefen Meer empor. Unergründlich und geheimnisvoll. Es braucht mehr als einen Augenblick, bis du tatsächlich begreifst, dass es die Erde ist, unsere Heimat.“

(Edgar Mitchell, Astronaut der Apollo-14-Mission)

De origine, über den Anfang soll gesprochen werden. Genauer: über den Anfang des Menschen. Nicht aus der Sicht der Evolutionsbiologie, auch nicht der Gynäkologie und Geburtshilfe, sondern aus der Sicht der Philosophie. Was diese hier allerdings zu suchen und zu sagen hat, ist alles andere als klar. Ihrer sokratisch-platonischen Herkunft zufolge ist die Philosophie zwar selbst eine Art „Hebammenkunst“, allerdings nur für Gedanken, nicht aber für Kinder (Theait. 149aff.). Spricht sie vom „Anfang“, dann meint die Philosophie daher auch in aller Regel etwas ganz anderes: Sie meint das „Prinzipielle“, etwa den Ursprung der Welt oder den letzten Grund(satz) aller Theorie und Praxis, nicht aber den historischen Anfang, erst recht nicht den des Menschen. Was also kann die Philosophie beitragen zu einem dann doch ziemlich konkreten

* Dieser Beitrag ist meinem Freund Jens gewidmet.

Thema wie Schwangerschaft und Geburt sowie einer darauf bezogenen Diagnostik?

1. Vorbemerkungen zu einem philosophischen Beitrag im Rahmen der Schwangerschaftsberatung

Orientierung durch Werte?

Eine schnelle Reaktion assoziiert bei dieser Frage sofort eine „ethische“ Kompetenz und Verantwortlichkeit der Philosophie. Diese soll in einer total „globalisierten“, „individualisierten“, religiös wie kulturell „pluralisierten“ Gesellschaft möglichst universal verbindliche „Normen und Werte“ formulieren. Im hier relevanten Kontext der Pränataldiagnostik (PND) heißt das: Bei den durch sie eröffneten neuen Handlungsmöglichkeiten und Entscheidungsnotwendigkeiten soll eine philosophische (weltanschaulich unverdächtige) Ethik „Werte“ formulieren und begründen, an denen sich die am Beratungsprozess Beteiligten „orientieren“ können. Tatsache ist nun allerdings, dass die Philosophie zu dieser Thematik auffällig schweigsam ist. Zwar hat erst Ende 2009 der von der Bundesregierung einberufene „Ethikrat“ eine detaillierte Stellungnahme zur genetischen Diagnostik vor und während der Schwangerschaft veröffentlicht. Aber der Schwerpunkt dieser Ausführungen liegt hier – aus nachvollziehbaren Gründen – weniger auf der allgemeinen Mutterschaftsvorsorge als vielmehr auf der in Deutschland soeben (Juli 2011) unter engen Bedingungen erlaubten Präimplantationsdiagnostik (PID). Die ethische Reflexion dieser „Technologie“ konzentriert sich dabei – natürlich ebenfalls aus nachvollziehbaren Gründen – auf den „moralischen“ „Status“ der Embryonen, also auf die Frage, ob Embryonen Träger des ethisch und verfassungsrechtlich begründeten Grundrechts auf Leben sind und ihre Schutzwürdigkeit bereits mit der Kernverschmelzung beginnt. Während in der PID das künftige Kind zum Gegenstand menschlicher Entscheidungen wird, die moralische Grundfrage – „Was soll ich tun?“ – sich also direkt und unmittelbar aufdrängt, erscheint die PND als der vergleichsweise „harmlose“ und ethisch unproblematische („neutrale“), vielleicht sogar uninteressante Teil der pränatalen Medizin. Ethisch relevant scheint die PND eigentlich „nur“ an drei Stellen zu sein: Zum einen mit Blick auf eine durch sie ermöglichte („faktische“¹) „Eugenik“, zum ande-

¹ „Faktisch“ kann eine solche Eugenik genannt werden, weil das Verschwinden von Kindern mit offensichtlichen Behinderungen aus dem öffentlichen Leben nicht das Ziel etwa einer staatlich verordneten Fortpflanzungs„hygiene“ darstellt: „Faktisch“ aber sind Kinder mit Down-

ren im Hinblick auf mögliche Risiken einer invasiven Diagnostik, vor allem aber dann (drittens), wenn sie Eltern und Ärzte mit Ergebnissen konfrontiert, in denen unterschiedliche „Interessen“ reflektiert und u. U. gegeneinander abgewogen werden sollen, wenn also aus der Schwangerschaft ein „Schwangerschaftskonflikt“ wird².

Einige Vorbehalte gegenüber der Ethik

Ob und inwieweit die Ethik in dieser Situation wirklich helfen kann, ist nun allerdings keineswegs klar.³ Schon deswegen nicht, weil es gar nicht „die“ Ethik als einheitlich und eindeutig verfasste Größe gibt. Was wir Ethik nennen, das ist zunächst einmal nur eines: ein mit wissenschaftlichen Mitteln (also friedlich, weil argumentativ) auszufeuchtender Streit, ein Streit, dessen allerdings leicht zu unterschätzender Ertrag vor allem in der *Klärung* der genauen Konfliktlinien zu suchen ist. Dass die Ethik diese lebensweltlich aufbrechenden Kontroversen und Gemengelagen darüber hinaus (auf)lösen kann, daran darf und muss vielleicht sogar gezweifelt werden. Schon deswegen, weil auch das dafür notwendige „Faktenwissen“ vielfach gar nicht vorliegt, ein gemeinsam geteiltes Verständnis der Sachlage nicht Ausgangs-, sondern einen ersten, wenn auch vorläufigen, Zielpunkt der Diskussion darstellt („joint fact finding“). Es gehört ja zum Schicksal unserer Gegenwart, dass sie durch einen unhintergehbaren wissenschaftlichen Pluralismus gekennzeichnet ist, unmittelbar greifbar im permanenten „Streit der Experten“. Diese Problema-

Syndrom“, Trisomie 21“ „vom Aussterben bedroht“, weil sich immer mehr Eltern gegen ein solches Kind entscheiden und dabei mehr oder weniger bewusst unter dem Eindruck eines diffusen „sozialen Drucks“ handeln. Insofern ist „Eugenik“ ein „emergentes“ Phänomen: die nicht-intendierte Folge von miteinander nicht koordinierten Entscheidungen.

² In diesem Sinne heißt es in den *Richtlinien zur pränatalen Diagnostik von Krankheiten und Krankheitsdispositionen* der Bundesärztekammer: „Das zentrale ethische Problem der pränatalen Diagnostik ist die Frage nach einem eventuellen Schwangerschaftsabbruch bei Nachweis einer Erkrankung oder Behinderung des ungeborenen Kindes. Bei einer Entscheidung für einen Schwangerschaftsabbruch geraten alle Beteiligten – Schwangere und Ärzte – unvermeidlich in den Konflikt mit dem Tötungsverbot“ (Deutsches Ärzteblatt 95, Heft 50, 11. Dezember 1998). Tatsächlich scheint die Ethik der PND bisher eher unterbelichtet zu sein. „Ethische Aspekte der Perinatal-Diagnostik“ können etwa bei R. SCHLÖSSER/A. REITTER: *Perinatalmedizin in Fällen* (2008), S. 261ff., auf gerade einmal fünf Seiten abgehandelt werden.

³ Auch die Bundesärztekammer ist hier skeptisch; so fahren die soeben zitierten *Richtlinien* fort: „... Die Pluralität der Wertsetzungen ermöglicht für diesen Konflikt keine von allen Menschen gleichermaßen akzeptierte Lösung. Entscheidungen können nur im Einzelfall erarbeitet werden. Der Schwangerschaftsabbruch nach pränataler Diagnostik eines erkrankten oder behinderten Kindes stellt das unvollkommene Bemühen dar, eine im Kern nicht auflösbare Konfliktsituation zu beenden.“

tik verschärft sich durch eine vergleichsweise „junge“, im öffentlichen Bewusstsein sicher nicht hinlänglich reflektierte Entwicklung, im Zuge deren der wissenschaftliche Fortschritt, vor allem aber seine technologische Realisation unter den Einfluss vor allem massiver wirtschaftlicher Interessen geraten ist.⁴ Die auf den ersten Blick „vertrauliche“ Begegnung von Arzt und Patient bewegt sich also in Wirklichkeit zusehends in einem Spannungsfeld, bei dem neben wissenschaftlichen und rechtlichen auch ökonomische Kräfte ganz entscheidend mit im Spiel sind, und zwar auf eine Art und Weise, die von niemandem mehr wirklich überschaut wird – auch nicht vom Ethiker. Von daher ist der Mensch der Wissensgesellschaft immer auch Mitglied einer „Nicht-Wissensgesellschaft“: Je mehr Kenntnis um Kenntnis in den unendlich vielen Disziplinen angehäuft wird, je mehr Informationen uns vorliegen, desto ratloser werden wir.⁵ Das gilt, wie in einer demnächst erscheinenden Studie genauer dargelegt werden soll, in einem besonderen Maß für die PND. Denn das Wissen, das wir für eine begründete Entscheidung und einen „informed consent“ brauchen, liegt gerade – und anders als dies gemeinhin vertreten wird – überhaupt nicht vor. „Anerkennung der Unwissenheit“ – so hat dies ja bereits HANS JONAS einmal formuliert – wird in einer solchen Situation zur „Kehrseite der Pflicht des Wissens“⁶.

Vom Verstummen der Ethik: Stillgeburten und Spätabbrüche

Aber selbst wenn wir dieses Wissen hätten: Die PND konfrontiert uns mit Entscheidungen, vor denen auch die Ethik zunächst einmal verstummen muss. Der Fetozid, also die Tötung eines ungeborenen, aber prinzipiell lebensfähigen Kindes kann in Ausnahmesituationen – etwa bei Mehrlingsschwangerschaften – die einzige Möglichkeit sein, um überhaupt Leben zu retten. Der sich verschiedentlich eingebürgerte Ausdruck „Stillgeburt“ drückt etwas von der Sprachlosigkeit aus, mit der wir dieser Wirklichkeit gegenüberstehen. Was hier an Gefühlen und Bildern evoziert wird, reicht tief hinab in ein fast mythisches Dunkel, in welchem Leben, Liebe und Tod unentwirrbar ineinander ver-

⁴ Unter Umständen kann „Nichtwissen“ auch gezielt zur Umsetzung wirtschaftlicher Interessen „produziert“ werden; vgl. die Beiträge in R. PROCTOR/L. SCHIEBINGER (Hg.): *Agnotology* (2008). – Was „wirtschaftlicher Einfluss“ konkret bedeutet, wird fühlbar angesichts der Tatsache, dass sich die Behandlungspauschalen für Krankenhäuser erhöhen, je früher die Kinder zur Welt kommen; vgl. den Beitrag von CHARLOTTE FRANK: 127.000 Euro für 600 Gramm Mensch, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 21.3.2009.

⁵ Vgl. dazu E. BECK-GERNSHEIM: *Was kommt nach der Familie?* (2000), bes. S. 72ff.

⁶ H. JONAS: *Das Prinzip Verantwortung* (1979), S. 28.

schlungen zu sein scheinen. Auch wenn man sich scheut es auszusprechen: die Geburt zum Tod hat etwas Monströses, etwas, das alles Fassen-können übersteigt. Unsere Hilflosigkeit diesem „Phänomen“ gegenüber vertieft sich noch einmal angesichts der Frage, wie man mit solchen Totgeburten umgehen soll. Jeder Tod ist antlitzlos, ungreifbar, anonym. Diese Gestaltlosigkeit, durch die der Tod allem menschlichen Begreifen eine unüberschreitbare Grenze setzt, ist beim Ungeborenen noch einmal potenziert, denn das Kind selbst hat ja noch gar keine eigentliche Gestalt für uns, hat kein echtes Gesicht, kein Profil: es ist ein „No-body“. In diese ganze dunkle Namenlosigkeit also finden sich die Eltern hineingeworfen. Umso wichtiger kann für sie die direkte, leibliche Begegnung mit ihrem toten Kind sein. Das Ansehen und Halten des Kindes, die Mitnahme von Fotos oder eines Fußabdruckes, die Namensgebung, eine Segnung, eventuell die individuelle Bestattung sind Weisen, wie der Tod ein Stück Kontur gewinnen und damit auch einen echten Trauer- und Abschiedsprozess auslösen kann. An dieser Stelle offenbart die ganze Diskussion um den Schwangerschaftsabbruch noch einmal, dass und wie wir es hier mit Fragen und Phänomenen zu tun haben, denen letztlich niemand mehr gewachsen ist. Das gilt erst recht für den Fall, in dem das Kind den Abbruch überlebt. Dann tritt eine „Situation“ ein, die rechtlich ebenso unbewältigt ist wie sie „ethisch“ an eine wirklich letzte Grenze führt. HANS JONAS hat das Neugeborene als das zeitlose Urbild aller Verantwortung bezeichnet: Denn hier richte ein „Sein“ schon durch sein bloßes Atmen ein „Soll“ an die Umwelt, nämlich: sich seiner anzunehmen. Unwidersprechlich, nicht: unwiderstehlich, nennt JONAS diese unmittelbare Evidenz: „Sieh hin und du weißt.“ Vor dieser Evidenz stehen Eltern, Ärzte und Schwestern. Sie lässt sich, glaube ich, nicht wegargumentieren. Sie ist da. Schreiend-atmend-schweigend-stumm.

Wer soll ich sein?

Nun gehört zur Ethik keineswegs nur die Frage: „Was soll ich *tun*?“ Älter noch, bedenkenswert darum, ist die Frage: „Wer soll ich *sein*?“ Hier nun, wo der Blick sich von der Beurteilung einer einzelnen Handlung und Entscheidung mit ihren oft undurchsichtigen Motiven und vielschichtigen Zielen abwendet hin zu einer Betrachtung des Menschen und seiner Lebensführung insgesamt, hier nun lichtet sich der Schleier der Unwissenheit ein wenig und es kann vielleicht plausibel werden, inwiefern die Philosophie für den Prozess der Schwangerschaftsberatung wenigstens einen kleinen Beitrag erbringen kann. Zunächst einmal – und ganz schlicht – ruft sie in Erinnerung, dass wir

mit jeder Tat nie nur „etwas“ tun, sondern in erster Linie „uns selbst“, dass alle Verantwortlichkeit also zunächst einmal *Selbstverantwortlichkeit* meint. Diesen Punkt hat Albus Dumbledore dem um seine genetische Ausstattung besorgten Harry Potter einmal sehr schön und sehr schlicht in Erinnerung gerufen: „Nicht unsere Fähigkeiten bestimmen, wer wir sind, sondern unsere Entscheidungen“.

Noch in anderer Weise ermutigt die Philosophie hier wie generell dazu, das Partikuläre unseres Daseins – eine einzelne Entscheidung, ein Erlebnis, eine Aufgabe, ... – in Beziehung zu setzen zum „Kontext“ unseres Lebens insgesamt. Wie das einzelne Wort nur im Satz, der Satz nur in einem Text und der Text nur im Rahmen lebendiger Sprache verständlich wird, so erschließt sich auch der „Sinn“ dessen, womit wir es jeweils zu tun haben, nur aus dem Horizont unserer Lebensgeschichte. Insofern lockert die Philosophie – wenn man so will – „Bedeutungsverspannungen“ und entkrampft unsere Einstellung zu den Dingen: Womit wir es je und je zu tun haben, das ist keine fix und fertige, unumstößliche Tatsache, das muss sich vielmehr allererst noch herausstellen. Positiv formuliert heißt das: Indem sie unsere alltägliche Fixierung auf das Einzelne löst und unseren Blick auf das Ganze unseres Lebens hin öffnet, lässt die Philosophie die partikulären Dinge, Menschen, Situationen und Entscheidungen unseres Lebens in einem neuen Licht erscheinen.⁷ Vielleicht ist sie bei dem „zentralen ethischen Problem“ der PND letztlich genauso überfordert wie die Eltern oder die behandelnden Ärzte auch; vielleicht ist die Philosophie nur die dokumentierte, ehrlich eingestandene (immerhin!) Hilfslosigkeit in diesen und vergleichbaren *Über-Lebens-Fragen*. Aber sie kann doch dazu ermutigen (immerhin!), nach jenem Gesamtkontext zu fragen, aus dem heraus unsere einzelnen Entscheidungen ihren Sinn erhalten können.

⁷ Was damit gemeint ist bzw. sein kann, das spiegelt sich sehr schön wider in der ganz zu Beginn dieser Überlegungen zitierten Aufzeichnung des amerikanischen Astronauten Edgar Mitchell über seine Erfahrungen bei der Apollo 14-Mission. Der Anblick, den Mitchell hier schildert, war zwar keine Erkenntnis der Philosophie, durchaus aber ein philosophisch relevantes „Ereignis“, ein Augenblick, in dem der Mensch ein völlig verändertes Verständnis seiner selbst gewann. Es ist dies das Bild einer Schicksalsgemeinschaft, die aus einer kosmischen (um nicht zu sagen: universalen) Perspektive heraus erkennt, dass und wie ihr Sein total einzigartig und vor allem: extrem verletzlich ist. Dieses Bild der sich vor der unendlichen kosmischen Nacht abhebenden Erde mit ihrer hauchdünnen „Schutzschicht“, genannt Atmosphäre, ist bis heute als Symbol der Umweltbewegung ein fester Bestandteil im Selbstverständnis des Menschen geblieben.

2. Großer Mensch ganz klein

Das philosophisch Interessante, um nicht zu sagen: Bewegende an der PND ist nun, dass sie sich als eine Selbstbegegnung des Menschen verstehen lässt: als eine ganz einmalige und einzigartige Weise, in der der Mensch ein *Bild von sich selbst* gewinnt. Es ist vielleicht gut, für einen Moment dieses sehr „leibhaftige“ Bild unser selbst auf uns wirken zu lassen, auch deswegen, weil es im konkreten Beratungsprozess in der Regel nie thematisiert wird, aber vielleicht doch hintergründig präsent und latent wirksam ist. Wie also sieht dieses Bild aus?

Das „Menschenbild“ der PND

Der Mensch, der in Selbstbewusstsein und Freiheit über sich selbst bestimmt und entscheidet, der sich selbst verantwortet, der seine Existenz, so gut es eben geht, plant und steuert, dieser Mensch als das Wesen der offenen, der von ihm selbst zu gestaltenden Zukunft, er also blickt – vielleicht bewundernd, vielleicht nur „interessiert“, vielleicht in vermeintlicher oder wirklicher Gleichgültigkeit – in und durch die PND hindurch in das namen- und antlitzlose Dunkel seiner naturwüchsigen Herkunft. In und durch die PND wird der Mensch seiner selbst ansichtig als einer, dessen Sein im „Kern“ ein Gewordensein ist, dessen Existenz zurück reicht in einen völlig unscheinbaren, gestaltlosen und irgendwie „unmenschlichen“ Ursprung. Alle unsere Selbständigkeit stammt aus dieser Unselbständigkeit, ist das Resultat eines hochsensiblen, von uns selbst nie sicherzustellenden Prozesses, in welchem wir aus einem unendlichen Komplex von Abhängigkeiten zu so etwas wie Freiheit erwacht und „erwachsen“ sind. „Theoretisch“ wissen wir das (vielleicht) alle. Aber in der PND bekommen wir ein echtes „Gefühl“ dafür: für die totale Riskiertheit unserer individuellen Existenz, für das Unwahrscheinliche, das unser Leben schweigend begleitet, für das Geheimnis einer Wirklichkeit, die sich aus ihren naturhaften Anfängen zu etwas entfaltet, das doch mehr und anders ist als Natur. Mit der PND schaut der Mensch auf sich als das Wesen der *endlichen* Freiheit, als das Wesen, das sich nicht selbst gewählt hat, das ins Dasein „geworfen“ wurde, in ein Dasein, das darum für ihn stets das Fremde, ihm Zugeschickte und irgendwie Äußerliche bleibt, sieht sich – möglicherweise nur ärgerlich-widerstrebend⁸ – als das *Wesen, das in allem Verfügen*

⁸ Etwas im Menschen – sein „Eigendünkel“ (?) – „sträubt sich gegen diesen Ursprung aus dem Grunde“ (F. W. J. SCHELLING: Über die Freiheit (1809) SW VII 359f.).

doch realisieren muss, dass und wie über ihn immer schon verfügt, entschieden, bestimmt worden ist.

Das „Menschenbild“ der PND als Angebot an uns

Neben und jenseits aller ethischen Problematik und Problematisierung gehört die PND also zunächst einmal mit in jenen grenzenlosen, sich immer weiter differenzierenden Prozess der Selbsterkenntnis, durch den sich der Mensch *als Mensch* auszeichnet. Natürlich wird dieses Bild des Menschen von sich in der und durch die PND in den allerseltensten Fällen als solches reflektiert; natürlich ist die PND kein philosophisches Seminar über die Grundfragen des Menschseins; natürlich konzentriert sich der Arzt bei seiner diagnostischen Arbeit primär auf mögliche Veränderungen, die mit Sicherheit oder sehr hoher Wahrscheinlichkeit zu schweren körperlichen oder mentalen Störungen nach der Geburt führen werden. Aber: Das alles ändert jedoch nichts daran, dass in und hinter aller „Routine“ des Arztes, aber auch in und hinter aller sicher im Vordergrund stehenden Sorge der Eltern um die Gesundheit ihres Kindes *die PND ein Bewusstsein davon schafft oder zumindest schaffen kann, wer wir „im Innersten“ sind.* Die PND ist dabei (wie letztlich alles in unserem Leben) ein *Angebot* an unsere Freiheit: sie ist nicht mehr, aber eben auch nicht weniger als eine Chance, uns besser, hier also durchaus wörtlich: uns „tiefer“ zu verstehen als dies in der Oberflächlichkeit unseres Alltags mit seiner rastlosen Betriebsamkeit möglich ist.

Das „Menschenbild“ der PND als Aufgabe für uns

Weil die PND ein solches Angebot ist, richtet sie zugleich auch eine Frage an uns, fordert uns auf, zu diesem Angebot Stellung zu nehmen. Der Mensch ist nicht nur das Wesen, das sich selbst immer wieder neu suchen muss, das nur „bei“ sich „ist“, indem es „zu“ sich „kommt“. Er ist auch das Wesen, das sich zu sich selbst verhält, ja verhalten muss, ist nicht nur die Frage nach sich selbst, sondern auch ein Auftrag für sich selbst. „Feststellungen“ über uns verwandeln sich daher immer in Fragen an uns, aus Resultaten werden Rätsel, aus Antworten Aufgaben.⁹ Wir Menschen können zu jedem „Bild“ von uns

⁹ Das illustriert sehr schön eine kleine Bildergeschichte des Genfer Schriftstellers und Zeichners RODOLPHE TÖPFFER aus dem Jahre 1837 (den Hinweis verdanke ich N. BECKER: Von der Schädelkunde zu den modernen Neurowissenschaften. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung (2004), 134–160; die Bildergeschichte selbst findet sich in R. TÖPFFER: *Die Geschichte des Herrn Crépin* (1975), S. 7–94). In ihr wendet sich Madame Crépin an Monsieur

selbst Stellung beziehen, können, ja müssen uns zu ihm verhalten. Auch wenn diese – meist verdeckte, meist hintergründige – Anfrage an uns selbst achselzuckend belächelt, mit Unverständnis ignoriert oder ärgerlich beiseitegeschoben wird: In der PND nimmt sie greifbare Gestalt an, tritt sie uns entgegen in der zunächst winzigen Wirklichkeit neu aufkeimenden Lebens. Denn hier realisieren wir (bzw. können wir zumindest realisieren), dass Unverfügbarkeit keine punktuelle Erscheinung, kein isoliertes Ereignis in unserem Leben darstellt, sondern dessen bleibende Mitgift, eingestiftet schon unserem Beginn. Empfinden wir diese Unverfügbarkeit in unserem Leben als widerspenstigen Rest bei unserer (individuellen wie kollektiven) „Emanzipation“ von allen äußeren oder inneren „Zwängen“? Ist sie nur die immer noch nicht ausreichend geplante Größe unserer Lebensplanung, ein reines Problem für die Optimierung unser selbst, der unkalkulierte Posten in unserer Daseinsrechnung? Oder lässt sich mit dieser elementaren und grundlegenden Unverfügbarkeit auch etwas „anfangen“? Ist sie (nur) das, was wir innerlich ablehnen, das wir neurotisch fliehen und gegen das wir in einem verzweifelten Protest anrennen (müssen), oder auch etwas, das uns vielleicht bereichert? Ist sie nur Aufgabe oder auch „Gabe“? Ich möchte abschließend diese sehr grundsätzliche Frage aus drei – im Letzten wohl zusammenhängenden – Richtungen behandeln.

3. Über die Annahme der Unverfügbarkeit

Unverfügbarkeit und Vertrauen

Unverfügbarkeit ist zunächst einmal das Resultat, das Los menschlicher, endlicher Freiheit überhaupt. Indem wir sie gebrauchen, verbrauchen wir sie. Was wir tun, versinkt als irreversible Tat in Vergangenheit, was wir unterlassen, ist unwiederbringlich vertan, verpasst, versäumt. Wer das Vergangene nicht ein-

Cranier, um auf der Grundlage neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse der Schädelkunde die Erziehung ihrer Söhne zu optimieren. Ihr Gatte ist von dieser Idee zwar wenig begeistert, doch Madame Crépin setzt sich im Interesse der Kinder durch und so wird Monsieur Cranier in das Haus der Crépins einbestellt. Der Reihe nach nehmen die Söhne auf einem Stuhl Platz, wo deren Schädel von Monsieur Cranier – zu Deutsch „Hirnkenner“ – nach Erhebungen, Buckeln und Vertiefungen fachkundig abgetastet werden. Am Ende der Konsultation gibt es auch tatsächlich die erhofften pädagogischen Empfehlungen. Diese lösen jedoch eine Reihe ganz und gar unvorhergesehener Folgen aus: Sohn Samuel, dem ein ausgeprägtes Sprachorgan attestiert wird, bricht darüber in Tränen aus, weil er Latein verabscheut; Sohn Nikolaus besitzt den Buckel des Universal-Genies, woraufhin dieser glaubt, nichts mehr lernen zu müssen; Gustav, bei dem das Organ des boshafsten Taugenichts besonders entwickelt ist, zerstört daraufhin allerlei Gegenstände, und auch den anderen Söhnen ergeht es nicht besser.

fach als das Verweste empfindet, wer sein Geschwätz von gestern nicht als das für ihn selbst wie für andere Unverbindliche abtut, bekommt ein Bewusstsein davon, dass wir immer mehr unsere „Herkunft“ als unsere „Zukunft“ sind, dass wir – je älter je mehr – nur das *sind*, was wir *waren*. Jeder, der etwa die Erfahrung von Schuld wirklich in ihrer ganzen Wucht vor sich zu bringen vermag, spürt etwas von der geradezu „unheimlichen“ Ewigkeit dessen, was wir getan haben.

Unverfügbarkeit liegt aber nicht nur hinter, sondern gewissermaßen auch *vor* uns: Wir können überhaupt nicht voraussetzungslos handeln. Wir sind immer schon involviert in einen Gesamtzusammenhang, beginnen nie bei null, handeln immer schon unter gegebenen, von uns weder verantworteten noch auch nur überschaubaren Bedingungen. Wollen wir uns engagieren, müssen wir diesen Rahmen akzeptieren. Vor allem aber müssen wir uns und unser Tun in eine Zukunft loslassen, die wir nicht und nie kennen können: Was aus unserer Handlung wird, welche Kreise sie zieht und welche Konsequenzen sie „zeitigt“ – alles das haben wir nicht in der Hand. „Indem wir tun, lassen wir“ (NIETZSCHE¹⁰). Wer nicht fanatisch alles in den Griff kriegen oder fatalistisch gegenüber allem resignieren will, der muss sich in ein positives Verhältnis zu dem setzen, was er nicht ändern kann: er muss die Komplexität der Wirklichkeit für sich „reduzieren“, muss ihr also in einem ganz allgemeinen Sinne *vertrauen*.¹¹ Indem die PND in einer ganz einmaligen Weise hervortreten lässt, dass und wie Unverfügbarkeit schon an der Basis unseres Lebens wirksam ist, stellt sie uns – bewusst oder unbewusst, reflektiert oder unreflektiert – die Frage, ob wir dieses grundsätzliche Vertrauen zur Wirklichkeit haben oder eben nicht.

Unverfügbarkeit und Freiheit

Annahme, Bejahung von Unverfügbarkeit aber ist nicht nur eine Bedingung unseres Lebens und Handelns, ist nicht nur eine Haltung gegenüber der Wirklichkeit insgesamt, sondern auch (zweitens) eine zentrale „Kompetenz“ im Umgang miteinander. Denn unverfügbar ist in erster Linie gar nicht „etwas“, sondern „jemand“: der andere Mensch und zwar in seiner Freiheit. Sie, Freiheit, ist das, was den anderen Menschen unserem Zugriff entzieht, was ihn

¹⁰ F. NIETZSCHE: Die fröhliche Wissenschaft Aph. 304.

¹¹ Vgl. zu diesem Aspekt R. SPAEMANN: Moralische Grundbegriffe (51994), S. 98ff.; ich selbst habe diesen Gedanken etwas weiter ausgebaut in: Kleines Fragment über das Vertrauen. In: Th. M. SCHMIDT/S. WIEDENHOFER (Hg.): Religiöse Erfahrung (2010), S. 161–177.

„unantastbar“ und letztlich auch zu einem Geheimnis werden lässt, zu einem Geheimnis, dessen Unergründlichkeit in dem Maße wächst, in dem wir ihm nahe kommen.

Unverfügbare Freiheit erfahren wir aber hier keineswegs nur als das Bedrohliche, sondern auch als etwas, woran wir ein elementares Interesse haben. Alle Liebe nämlich ist im Kern gar nichts anderes als das Wollen anderer Freiheit, als dieses vitale Interesse am Anderen gerade in seiner Unverfügbarkeit. Ist dieses Interesse nicht mehr da, degeneriert unsere Beziehung zum anderen Menschen unweigerlich, wird fade, droht schließlich pathologisch zu werden oder löst sich auf. Dieses immer wieder neu zu übende, zu lernende Wollen anderer Freiheit, die Freude an ihr, ihre Bejahung ist aber nicht nur die Basis unser affektiv-emotionalen Beziehungen, sondern hat auch eine politische Seite: Denn sie ist der eigentliche „Spirit“ der Demokratie, deren „Witz“. Demokratie ist ja gerade das wechselseitige Anerkennen gleicher Freiheit, ist jene Form von Gemeinschaft, in der wir *als Individuen* gerade *nicht* untergehen müssen.¹² Wer also die Unverfügbarkeit aus seinem Leben streichen will, verneint eine zentrale Bedingung unseres – privaten wie politischen – Zusammenlebens.

Unverfügbarkeit und Glück

Annahme, Bejahung von Unverfügbarkeit ist jedoch (erstens) nicht nur eine Bedingung unseres Lebens und Handelns, ist nicht nur (zweitens) Grundlage einer Beziehung, in der Vergemeinschaftung nicht durch Selbstaufgabe bezahlt wird, sie ist schließlich, und *drittens*, auch ein Baustein für unsere *Fähigkeit zum Glück*.¹³ Denn Glück ist nicht nur eine innere Haltung und Seelenverfassung (*beatitudo*), sondern immer auch etwas, was uns „zufällt“ (*fortuna*), Gabe, Geschenk, etwas Unerzwingbares und darum auch Unvorhersehbares. Das gilt selbst für jenes „Glücken“, das wir brauchen, damit uns etwas gelingt: Denn alles Wirken vollendet sich im Werk, d. h. in etwas, was uns gegenüber eine eigene Selbstständigkeit besitzt und Bestand gewinnt. Wer an seinem Werk endlos weiterfeilt, der kann nie die Erfahrung des Gelingens machen. Was für das schlichte Werk gilt, trifft auch auf anderen Ebenen unseres Daseins zu: Nur wer loslässt, hat die Chance (nicht die Garantie), dass ihm etwas begegnet, was ihn als Geschenk wirklich beglückt.

¹² Das hat jetzt noch einmal auf eine sehr ansprechende Weise Chr. MÖLLERS gezeigt: Demokratie – Zumutungen und Versprechen (2008).

¹³ Vgl. dazu die gleichnamige Meditation von R. SCHAEFFLER (1977). In eine ähnliche Richtung geht die von M. SANDEL angedeutete „Ethik der Gabe“ (Plädoyer gegen die Perfektion, 2008).

4. Von der Tugend der Dankbarkeit

Die Annahme der Unverfügbarkeit ist augenscheinlich eine echte Kunst, besser: eine Haltung, eine *Tugend*. Denn sie bezieht sich auf nichts Partikuläres, auf nichts, was in unserem Leben punktuell vorkommt, sondern diesem (und zwar ganz wörtlich) von Anfang an mitgegeben ist. Sosehr wir Schwierigkeiten haben, ja vielleicht sogar innerlich protestieren gegen das Unverfügbare unserer Existenz und in unserer Existenz, sosehr scheint uns daher auch jeder „Sinn“ für die besondere Tugend seiner bewussten Annahme zu fehlen. Gemeint ist die Dankbarkeit.¹⁴

Dankbarkeit ist nicht dasselbe wie Dank. Dieser bezieht sich in aller Regel auf eine konkrete Wohltat und bringt – ganz im Sinne dessen, was man heute „soziale Reziprozität“ nennt – die (sittliche) Verpflichtung zum Ausdruck, das Empfangene in irgendeiner Form zu erwidern, zu vergelten. Dankbarkeit kann sich von dieser Beziehung auf ein kategorial Einzelnes lösen, kann sich ins Grenzenlose erweitern und gewissermaßen zur „gegenstandslosen Dankbarkeit“ werden (O. F. BOLLNOW): In ihr anerkennen wir die fundamentale (wenn man so will: transzendente) Gutheit des anderen Menschen – jenseits der Frage, wie viel dieses Leben schon oder womöglich nicht mehr wert ist. Von solcher Dankbarkeit gilt, was AUGUSTINUS von der Liebe gesagt hat: *Ubi amor, ibi oculus*. Denn wie Liebe, so *öffnet* auch die Dankbarkeit unsere Augen, lässt uns im anderen Menschen mehr und anderes sehen als nur den Dienstleister für unsere Glücksansprüche. Sie offenbart den anderen als Geschenk, das wir Menschen uns nicht gegenseitig *machen*, sondern das wir für einander *sind*. Wer dieser Haltung, dieser Tugend etwas abgewinnen kann, der wird sich „augenscheinlich“ schwertun, im Kind jemals einen „Schaden“ oder im behinderten Kind nur die Beeinträchtigung, besser: die Behinderung seiner persönlichen Selbstentfaltung oder seiner individuellen Lebensplanungen zu sehen.

Literatur

BECK-GERNSHEIM, E.: Was kommt nach der Familie? München: Beck, ³2000.

BECKER, N.: Von der Schädelkunde zu den modernen Neurowissenschaften. In: Jahrbuch

¹⁴ Einer der wenigen, die sich zu dieser Haltung geäußert haben, ist O. F. BOLLNOW: Über die Dankbarkeit. *Die Sammlung* 9 (1954), 169–177.

- für historische Bildungsforschung. Hg. Sektion Historische Bildungsforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, 2004, S. 134–160.
- BOLLNOW, O. FR.: Über die Dankbarkeit. *Die Sammlung* 9 (1954), 169–177.
- JONAS, H.: Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt: Insel-Verlag, 1979.
- MÖLLERS, CHR.: Demokratie – Zumutungen und Versprechen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2008.
- PROCTOR, R./L. SCHIEBINGER (Hg.): Agnotology: The Making and Unmaking of Ignorance. Stanford: Stanford University Press, 2008.
- SANDEL, M.: Plädoyer gegen die Perfektion. Berlin: Berlin University Press, 2008.
- SCHAEFFLER, R.: Fähigkeit zum Glück. Zürich/Einsiedeln/Köln: Benziger, 1977.
- SHELLING, F. W. J.: Über die Freiheit (1809), SW VII, S. 359f.
- SCHLÖSSER, R./A. REITER: Ethische Aspekte der Perinatal-Diagnostik. In: Perinatalmedizin in Fällen. Stuttgart/New York: Thieme, 2008, S. 261ff.
- SPAEMANN, R.: Moralische Grundbegriffe. München: Beck, ⁵1994.
- TÖPFFER, R.: Die Geschichte des Herrn Crépin. In: K. Riha (Hg.): Rodolphe Töpffer. Komische Bilderromane. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Insel-Verlag, 1975, S. 7–94.
- TRAPPE, T.: Kleines Fragment über das Vertrauen. In: Th. M. Schmidt/S. Wiedenhofer (Hg.): Religiöse Erfahrung. München: Alber, 2010, S. 161–177.

Prof. Dr. Tobias Trappe, Fachhochschule f. öff. Verwaltung NRW,
Thürmchenswall 48–54, D-50668 Köln
tobias.trappe@fhoev.nrw.de